

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Nigeria – Nordamerika: Zwei Welten, getrennt durch eine scheinbar unüberwindbare Kluft. Die nigerianische Heimat schwebt zwischen Tradition und Moderne, wird bedroht von Gewalt und Korruption. In Amerika hingegen hält das Leben nicht, was es verspricht. An den Rändern beider Kulturen werden die prekären Bande zwischen Kindern und Eltern, die verborgenen Vibrationen zwischen Männern und Frauen aufgespürt: Die Liebe wird in der Distanz auf die Probe gestellt und das Sich-Wiederfinden ist schwieriger als erwartet. In der Familie schleichen sich Spannungen ein, wenn der Strudel des Lebens ihre Mitglieder mitreißt. Diese sinnlichen und gleichsam klaren Einblicke in die Wirren des nigerianischen, in erster Linie aber des menschlichen Lebens überhaupt, machen diese Geschichten nicht nur zu Erzählungen einer außergewöhnlichen jungen afrikanischen Stimme, sondern zu ganz großer Literatur.

*Chimamanda Ngozi Adichie* ist eine der großen jungen Stimmen der Weltliteratur. Ihr Roman ›Blauer Hibiskus‹ war für den Booker-Preis nominiert, ›Die Hälfte der Sonne‹ erhielt den Orange Prize for Fiction 2007. Insgesamt wurde ihr Werk in 37 Sprachen übertragen und sie steht auf der renommierten Liste der »20 besten Schriftsteller unter 40« des »New Yorker«. Für ›Americanah‹, von der »New York Times« zu einem der fünf besten Romane von 2013 gewählt, erhielt sie den Heartland Prize for Fiction und den National Book Critics Circle Award. Adichie wurde 1977 in Nigeria geboren und lebt heute in Lagos und in den USA.

*Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Chimamanda Ngozi Adichie

# ***Heimsuchungen***

Zwölf Erzählungen

Aus dem Englischen  
von Reinhild Böhnke

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, August 2016

Die Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel 'The Thing Around  
Your Neck' bei Fourth Estate, London  
© Chimamanda Ngozi Adichie 2009

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-18597-9

## ***Inhalt***

- 9 Zelle Eins
- 35 Imitation
- 61 Ein privates Erlebnis
- 79 Geister
- 103 Letzte Woche Montag
- 131 Jumping Monkey Hill
- 157 Was dir die Kehle zuschnürt
- 175 Die amerikanische Botschaft
- 195 Das Zittern
- 229 Die Ehestifter
- 255 Morgen ist weit weg
- 269 Die eigenwillige Historikerin
  
- 297 Dank
- 299 Glossar

## *Zelle Eins*

Beim ersten Einbruch in unser Haus war es unser Nachbar Osita, der durch das Wohnzimmerfenster einstieg und den Fernseher, den Videorecorder und die Videos *Purple Rain* und *Thriller*, die mein Vater aus Amerika mitgebracht hatte, stahl. Beim zweiten Mal war es mein Bruder Nnamabia, der einen Einbruch vortäuschte und den Schmuck meiner Mutter stahl. Es geschah an einem Sonntag. Meine Eltern waren in unsere Heimatstadt Mbaise gefahren, um die Großeltern zu besuchen, deshalb gingen Nnamabia und ich allein in die Kirche. Er fuhr den grünen Peugeot 504 meiner Mutter. Wir saßen wie gewöhnlich nebeneinander in der Kirche, doch wir stießen einander nicht wie sonst an und bemühten uns, ein Kichern über den hässlichen Hut hier oder den schäbigen Kaftan da zu unterdrücken, weil Nnamabia nach etwa zehn Minuten ohne ein Wort fortging. Er kam zurück, kurz bevor der Priester sagte: »Die Messe ist zu Ende. Gehet hin in Frieden.« Ich war etwas sauer. Ich stellte mir vor, dass er weggegangen war, um zu rauchen und irgendein Mädchen zu besuchen, weil er endlich einmal das Auto zur Verfügung hatte, aber er hätte mir wenigstens sagen können, wohin er ging. Schweigend fuhren wir heim, und als er

das Auto auf unserem langen Zufahrtsweg abstellte, pflückte ich erst einmal ein paar Ixora-Blüten, während Nnamabia die Haustür aufschloss. Als ich hineinging, sah ich ihn mitten im Wohnzimmer reglos dastehen.

»Bei uns ist eingebrochen worden!«, sagte er auf Englisch.

Ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, um das Durcheinander im Zimmer in Augenschein zu nehmen. Schon da hatte ich das Gefühl, dass etwas Theatralisches an der Art und Weise war, wie die Schubladen aufgerissen waren, als hätte das einer getan, der die Entdecker beeindrucken wollte. Oder vielleicht war es auch nur, dass ich meinen Bruder so gut kannte. Später, als meine Eltern nach Hause kamen und die Nachbarn herbeiströmten, um *ndo* zu sagen, mit den Fingern zu schnippen und mit den Schultern zu zucken, saß ich allein oben in meinem Zimmer, und mir wurde klar, was das flaue Gefühl in meinem Magen zu bedeuten hatte: Nnamabia war der Täter, ich wusste es. Mein Vater wusste es auch. Er wies darauf hin, dass die Fenster-Jalousien von innen nach außen gedrückt worden waren, statt von außen nach innen (Nnamabia war eigentlich viel zu schlau dafür; vielleicht hatte er es eilig gehabt, um vor Ende der Messe wieder in die Kirche zu kommen), und dass der Räuber ganz genau gewusst hatte, wo sich der Schmuck meiner Mutter befand – in der linken Ecke ihres metallenen Schrankkoffers. Nnamabia starrte meinen Vater mit dramatisch-gekränktem Blick an und sagte: »Ich weiß, dass ich euch beiden in der Vergangenheit schrecklichen Schmerz bereitet habe, aber ich würde euer Vertrauen nie in dieser Weise miss-

brauchen.« Er sprach Englisch und benutzte unnötige Ausdrücke wie »schrecklichen Schmerz« und »missbrauchen«, wie er es stets tat, wenn er sich verteidigte. Dann verschwand er durch die Hintertür und kam in dieser Nacht nicht mehr nach Hause. Auch in der nächsten Nacht oder der übernächsten nicht. Er kam vierzehn Tage später nach Hause, abgezehrt und nach Bier stinkend. Er weinte und sagte, es tue ihm leid, er habe den Schmuck in Enugu bei den Hausa-Händlern versetzt, und das ganze Geld sei fort.

»Wie viel haben sie dir für mein Gold gegeben?«, fragte ihn meine Mutter. Und als er es ihr sagte, legte sie beide Hände auf den Kopf und rief aus: »Oh! Oh! *Chi m egbuo m!* Mein Gott hat mich getötet!« Als wollte sie damit sagen, er hätte zumindest einen guten Preis dafür aushandeln sollen. Ich hätte sie ohrfeigen können. Mein Vater befahl Nnamabia, einen Bericht zu verfassen: Wie er den Schmuck verkauft hatte, wofür er das Geld ausgegeben hatte, mit wem er es ausgegeben hatte. Ich glaubte nicht, dass Nnamabia die Wahrheit sagen würde, und auch mein Vater glaubte es wohl nicht, doch mein Vater, der Professor, liebte Berichte, er liebte es, wenn alles niedergeschrieben und ordentlich dokumentiert wurde. Außerdem war Nnamabia siebzehn und hatte einen sorgfältig gepflegten Bart. Er befand sich gerade zwischen Oberschule und Universität und war für körperliche Züchtigungen zu alt. Was hätte mein Vater denn sonst tun sollen? Nachdem Nnamabia den Bericht verfasst hatte, legte mein Vater ihn in den stählernen Schubkasten in seinem Arbeitszimmer, wo er unsere Schulzeugnisse aufbewahrte.

»Dass er seine Mutter so kränken konnte«, war das Letzte, was mein Vater brummend dazu sagte.

Doch Nnamabia hatte wirklich nicht vorgehabt, sie zu kränken. Er hatte es getan, weil der Schmuck meiner Mutter das einzig Wertvolle im Haus war: Schmuckstücke aus solidem Gold, zusammengetragen im Laufe eines Lebens. Er hatte es auch getan, weil es andere Professorenöhne taten. Es war die Zeit der Diebstähle auf unserem ruhigen Nsukka-Campus. Jungen, die damit aufgewachsen waren, die *Sesamstraße* zu schauen, Enid Blyton zu lesen, zum Frühstück Cornflakes zu essen und in blank geputzten braunen Sandalen die Grundschule für die Kinder der Universitätsdozenten zu besuchen, durchschnitten nun die Moskitonetze vor den Fenstern ihrer Nachbarn, drückten Glasjalousien heraus und stiegen ein, um Fernseher und Videorecorder zu stehlen. Wir kannten die Diebe. Der Nsukka-Campus war so überschaubar – die Häuser standen nebeneinander in baumgesäumten Straßen, nur durch niedrige Hecken getrennt –, dass wir einfach mitbekommen mussten, wer stahl. Wenn sich ihre Eltern, die Professoren, jedoch im Club des Lehrkörpers, in der Kirche oder bei einer Fakultätssitzung trafen, klagten sie weiter über Gesindel, das aus der Stadt auf ihren geheiligten Campus kam, um zu stehlen.

Die stehlenden Jungen waren die Beliebten. Abends fuhren sie im elterlichen Wagen, hatten die Sitze so weit zurückgeschoben, dass sie das Lenkrad mit ausgestreckten Armen gerade noch erreichten. Osita, der Nachbar, der nur Wochen vor dem Vorfall mit Nnamabia unseren Fernseher gestohlen hatte, war geschmei-

dig und hübsch auf beunruhigende Weise und bewegte sich mit der Anmut einer Katze. Seine Hemden waren stets tipptopp gebügelt; ich schaute immer über die Hecke, sah ihn, schloss die Augen und stellte mir vor, er käme auf mich zu, um mich zu der Seinen zu machen. Er beachtete mich nie. Als er uns bestahl, gingen meine Eltern nicht hinüber zu Professor Ebubes Haus, um ihn zu bitten, er solle seinen Sohn auffordern, unser Eigentum zurückzubringen. In der Öffentlichkeit sagten sie, dass es Gesindel aus der Stadt gewesen sei. Aber sie wussten, dass Osita der Täter war. Osita war zwei Jahre älter als Nnamabia; die meisten der stehlenden Jungen waren etwas älter als Nnamabia, und vielleicht stahl Nnamabia deshalb nicht aus einem fremden Haus. Vielleicht hatte er das Gefühl, er sei nicht alt genug, qualifiziert genug, um sich an etwas Größeres als den Schmuck meiner Mutter heranzuwagen.

Nnamabia sah meiner Mutter sehr ähnlich, er hatte denselben honighellen Teint, große Augen und einen perfekt geschwungenen vollen Mund. Wenn meine Mutter mit uns auf den Markt ging, pfliegten die Händler zu rufen: »He! Madam, warum haben Sie Ihre helle Haut an einen Jungen verschwendet und das Mädchen so dunkel sein lassen? Was soll denn ein Junge mit der ganzen Schönheit anfangen?« Und meine Mutter kicherte dann, als gestehe sie auf schelmische und fröhliche Art ihre Verantwortung für Nnamabias vorteilhaftes Aussehen. Als Nnamabia mit elf Jahren einen Stein in das Fenster seines Klassenzimmers warf, gab ihm meine Mutter das Geld, damit es ersetzt wer-

den konnte, und sagte meinem Vater nichts davon. Als er in der zweiten Klasse einige aus der Bücherei entlehene Bücher verlor, erzählte sie seiner Klassenlehrerin, unser Hausboy hätte sie gestohlen. Als er in der dritten Klasse jeden Morgen früh aus dem Haus ging, um am Religionsunterricht teilzunehmen, und sich später herausstellte, dass er nicht ein einziges Mal dort gewesen war und daher die heilige Kommunion nicht empfangen konnte, erzählte sie den anderen Eltern, er hätte am Prüfungstag einen Malariaanfall gehabt. Als er den Autoschlüssel meines Vaters in ein Stück Seife presste, das mein Vater fand, bevor Nnamabia damit zu einem Schlosser gehen konnte, machte sie vage Bemerkungen, dass er nur experimentieren würde und das Ganze nichts zu bedeuten hätte. Als er die Prüfungsfragen aus dem Arbeitszimmer stahl und sie an die Studenten meines Vaters verkaufte, schrie sie ihn an, sagte aber dann zu meinem Vater, Nnamabia sei schließlich sechzehn und man sollte ihm wirklich mehr Taschengeld geben.

Ich weiß nicht, ob Nnamabia bereute, dass er ihren Schmuck gestohlen hatte. Ich konnte vom liebenswürdigen, lächelnden Gesicht meines Bruders nicht immer ablesen, was er wirklich fühlte. Und wir sprachen nicht darüber. Obwohl die Schwestern meiner Mutter ihr die eigenen goldenen Ohringe schickten, obwohl meine Mutter außerdem ein Schmuckset mit Ohringen und einem Anhänger, bei Mrs Mozie kaufte, jener mondänen Frau, die Gold aus Italien importierte, und dann einmal im Monat zu ihr hinfuhr, um die Raten dafür zu bezahlen, sprachen wir nach diesem Tag nie mehr dar-

über, dass Nnamabia ihren Schmuck gestohlen hatte. Als würden wir, indem wir vorgaben, Nnamabia hätte gar nicht getan, was er getan hatte, ihm die Chance eines Neuanfangs geben. Der Diebstahl wäre vielleicht nie wieder erwähnt worden, wenn Nnamabia nicht drei Jahre später, während seines dritten Jahres auf der Universität, verhaftet und auf der Polizeiwache eingesperrt worden wäre.

Es war die Saison der Kulte in unserem ruhigen Nsukka-Campus, als überall auf dem Universitätsgelände Schilder in fetter Schrift verkündeten: SAGE NEIN ZU KULTEN. Die Schwarze Axt, die Seeräuber und die Piraten waren die bekanntesten. Sie mochten einmal gutartige Verbindungen gewesen sein, doch sie hatten sich weiterentwickelt und wurden nun »Kulte« genannt; Achtzehnjährige, die das angeberische Gebaren amerikanischer Rap-Videos kopierten, unterzogen sich geheimen und seltsamen Initiationsriten, bei denen der eine oder andere tot auf dem Odim-Hügel zurückblieb. Gewehre, strenge Treueeide und Äxte waren inzwischen weit verbreitet. Kultkriege waren verbreitet: Ein Junge warf ein Auge auf ein Mädchen, das, wie sich herausstellte, die Freundin des Capone der Schwarzen Axt war, und diesem Jungen wurde später, als er zu einem Kiosk ging, um Zigaretten zu kaufen, mit einem Messer in die Hüfte gestochen, und es stellte sich heraus, dass er Mitglied der Seeräuber war, also gingen die Seeräuber in eine Bierhalle und schossen dem nächsten Jungen von der Schwarzen Axt in die Schulter. Und am Tag darauf wurde ein Mitglied der Seeräuber in der Mensa erschossen, und sein Körper fiel gegen Suppenschüsseln

aus Aluminium, und am Abend desselben Tages wurde ein Junge von der Schwarzen Axt in seinem Zimmer in der Studentenunterkunft eines Dozenten zu Tode gehackt und sein CD-Player mit Blut bespritzt. Es war sinnlos. Es war so unnormal, dass es schnell normal wurde. Die Mädchen blieben nach den Vorlesungen in ihren Unterkünften, die Dozenten zitterten, und wenn eine Fliege allzu laut summte, erschrakten die Leute. Also rief man die Polizei. Sie brausten mit ihrem klapprigen blauen Peugeot 505, aus dessen Fenstern rostige Gewehre ragten, über den Campus und warfen den Studenten finstere Blicke zu. Nnamabia kam lachend von den Vorlesungen nach Hause. Er glaubte, die Polizei müsse sich schon mehr anstrengen; alle Welt wusste, dass die Kult-Jungen modernere Waffen hatten.

Meine Eltern beobachteten Nnamabias lachendes Gesicht mit stiller Besorgtheit, und ich wusste, dass auch sie sich fragten, ob er Mitglied eines Kults sei. Manchmal glaubte ich das. Kult-Jungen waren beliebt, und Nnamabia war sehr beliebt. Jungen riefen seinen Spitznamen – »The Funk!« – und schüttelten ihm die Hand, wenn er vorbeikam; und Mädchen, besonders die beliebten Big Chicks, umarmten ihn bei der Begrüßung ein wenig zu lange. Er ging zu allen Partys, den zahmen auf dem Campus und den wilderen in der Stadt, und er war die Art Frauenliebhaber, der auch bei den Kerlen beliebt war, der eine Packung Rothmans täglich rauchte und von dem man sich erzählte, er könne einen Tetrapak Star-Bier in einem Zuge trinken. Dann wieder glaubte ich, er sei in keinem Kult, *weil* er so beliebt war, und es schien mehr sein Stil zu sein, dass er mit al-

len Jungen der verschiedenen Kulte befreundet und mit keinem verfeindet war. Und ich war auch nicht ganz sicher, dass mein Bruder besaß, was es brauchte – Mumm oder Unsicherheit –, um sich einem Kult anzuschließen. Das einzige Mal, als ich ihn fragte, ob er in einem Kult sei, sah er mich überrascht unter seinen langen und dichten Wimpern hervor an, als hätte ich es besser wissen müssen, ehe er antwortete: »Natürlich nicht.« Ich glaubte ihm. Auch mein Vater glaubte ihm. Aber dass wir ihm glaubten, hatte wenig zu bedeuten, denn er war schon verhaftet und beschuldigt worden, Mitglied eines Kults zu sein. Er sagte dieses »Natürlich nicht« zu mir bei unserem ersten Besuch auf der Polizeiwache, wo man ihn festgesetzt hatte.

Folgendes war passiert. An einem schwülen Montag warteten vier Kultmitglieder am Campustor und überfielen eine Professorin, die einen roten Mercedes fuhr. Sie drückten ihr eine Pistole an den Kopf, stießen sie aus dem Auto und fuhren damit zur Technischen Fakultät, wo sie drei Jungen erschossen, die gerade aus ihren Vorlesungen kamen. Es war am Mittag. Ich war in einem Seminar ganz in der Nähe, und als wir das Peng-peng hörten, war unsere Dozentin die Erste, die aus dem Raum lief. Da war lautes Geschrei, und plötzlich füllten sich die Treppen mit durcheinanderhastenden Studenten, die nicht wussten, nach welcher Seite sie laufen sollten. Draußen lagen drei leblose Körper auf dem Rasen. Der rote Mercedes war mit quietschenden Reifen davongebraust. Viele Studenten rafften ihre Sachen zusammen, und *okada*-Fahrer verlangten das

Doppelte vom üblichen Fahrpreis zum Parkplatz. Der Rektor gab bekannt, dass sämtliche Seminare am Abend abgesagt waren, und verhängte eine Ausgangssperre für alle ab 21 Uhr. Mir schien das nicht sehr sinnvoll, da die Schießerei am hellen Tage stattgefunden hatte, und vielleicht erschien es auch Nnamabia nicht sinnvoll, denn er war am ersten Tag der Ausgangssperre nicht um 21 Uhr zu Hause und kam in dieser Nacht überhaupt nicht heim. Ich nahm an, dass er bei einem Freund geblieben war; er kam ohnehin nicht immer nach Hause. Am nächsten Morgen suchte einer von den Sicherheitsleuten meine Eltern auf und teilte ihnen mit, dass Nnamabia mit etlichen Kultboys in einer Bar verhaftet und in einem Polizeifahrzeug weggebracht worden war. Meine Mutter schrie: »*Ekwuzikwana!* Sagen Sie das nicht!« Mein Vater dankte dem Sicherheitsbeamten mit ruhiger Stimme. Er fuhr mit uns auf die Polizeiwache in die Stadt. Ein Wachtmeister, der dort saß und auf einer schmutzigen Füllerkappe herumkaute, sagte: »Sie meinen diese Kultboys, die gestern Abend verhaftet worden sind? Sie wurden nach Enugu gebracht. Sehr ernster Fall! Wir müssen dieses Problem mit den Kulten ein für alle Mal in den Griff kriegen!«

Wir stiegen wieder ins Auto, und eine neue Angst ergriff Besitz von uns allen. Nsukka – unser gemächlicher provinzieller Campus und die noch gemächlichere und provinziellere Stadt – war beherrschbar; mein Vater kannte bestimmt den Polizeipräsidenten. Aber Enugu war anonym, die Landeshauptstadt mit der Panzergrenadierdivision der nigerianischen Armee und dem Polizeipräsidium und den Verkehrspolizisten an beleb-

ten Kreuzungen. Dort konnte die Polizei, wenn sie unter Druck geriet und Ergebnisse vorweisen musste, tun, wofür sie berüchtigt war: Menschen umbringen.

Die Polizeiwache von Enugu befand sich in einem von Mauern umgebenen, weitläufigen Gelände voller Gebäude; am Tor, beim Schild POLIZEIPRÄSIDIUM, waren staubbedeckte, demolierte Autos übereinandergestapelt. Mein Vater fuhr zum rechteckigen Bungalow am anderen Ende des Geländes. Meine Mutter bestach die beiden Polizisten am Schalter mit Geld und mit *Jollof-Reis* mit Fleisch, verpackt in einer schwarzen wasserdichten Tüte, und sie erlaubten Nnamabia, aus seiner Zelle zu kommen und mit uns auf einer Bank unter einem Schirmbaum zu sitzen. Keiner fragte, warum er in jener Nacht draußen gewesen war, wo er doch wusste, dass eine Ausgangssperre verhängt worden war. Keiner sagte, dass die Polizisten unsinnig handelten, als sie in eine Bar gingen und alle Boys verhafteten, die dort saßen und tranken, dazu den Barman. Stattdessen hörten wir Nnamabia zu. Er saß rittlings auf der Holzbank, einen Thermobehälter mit Reis und Hühnerfleisch vor sich, die Augen glänzten erwartungsvoll – ein Entertainer vor seinem Auftritt.

»Wenn Nigeria wie diese Zelle regiert würde«, sagte er, »hätten wir in diesem Land keine Probleme. Alles ist durchorganisiert. Unsere Zelle hat einen Chef, General Abacha, und er hat einen Stellvertreter. Wenn du eingeliefert wirst, musst du ihnen Geld geben. Wenn du's nicht tust, kriegst du Ärger.«

»Und hast du denn Geld gehabt?«, fragte meine Mutter.

Nnamabia lächelte, sein Gesicht war mit einem frischen, pickelähnlichen Insektenstich auf der Stirn sogar noch schöner, und er sagte in Igbo, er habe sich kurz nach seiner Verhaftung in der Bar sein Geld in den After gesteckt. Er wusste, die Polizisten würden es wegnehmen, wenn er es nicht versteckte, und er wusste, er würde es brauchen, um sich in der Zelle seinen Frieden zu erkaufen. Er biss in eine gebratene Hühnerkeule und wechselte ins Englische. »General Abacha war davon beeindruckt, wie ich mein Geld versteckt hatte. Ich anerkenne seine Autorität und bin gefügig. Ich lobe ihn die ganze Zeit. Als die Männer uns Neuankömmlingen befahlen, wir sollten uns bei den Ohren packen und zu ihrem Gesang wie die Frösche hüpfen, hat er mich nach zehn Minuten gehen lassen. Die anderen mussten das fast dreißig Minuten lang machen.«

Meine Mutter schlang die Arme um sich, als sei ihr kalt. Mein Vater sagte nichts und beobachtete Nnamabia sehr genau. Und ich stellte ihn mir vor, meinen *gefügigen* Bruder, wie er 100-Naira-Banknoten zigaretendünn zusammenrollte, dann die Hand hinten in die Hose steckte und sich die Geldscheine schmerzhaft in den Hintern schob.

Später, als wir nach Nsukka zurückfuhren, sagte mein Vater: »Das hätte ich machen sollen, als er bei uns eingebrochen ist. Ich hätte dafür sorgen sollen, dass er in eine Zelle gesperrt wird.«

Meine Mutter startete schweigend aus dem Fenster.

»Warum?«, fragte ich.